

MARIETTE LINDSTEIN
Die Sekte – Es gibt kein Entkommen

MARIETTE LINDSTEIN

DIE SEKTE

ES GIBT KEIN ENTKOMMEN

ROMAN

Aus dem Schwedischen
von Stefanie Werner

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel
»Sekten på Dimön« bei Mörkersdottir förlag, Rättvik.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns
diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand
zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

7. Auflage

Copyright der Originalausgabe © 2015 by Mariette Lindstein,
by Agreement with Enberg Agency

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2018 by Blanvalet
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Redaktion: Lisa Bitzer

Umschlaggestaltung: www.buerosued.de
nach einer Originalvorlage

Umschlagdesign: Wil Immink

Umschlagmotiv Frau: Silas Manhood

JaB · Herstellung: sam

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-0725-2

www.blanvalet.de

Prolog

Sie liegt schon lange wach, da im Dunkeln. Zählt ihre Atemzüge, um ihr Zeitgefühl nicht zu verlieren. Einmal einatmen, drei Sekunden. Ausatmen, noch mal drei. Sekunden werden zu Minuten. Bald eine Stunde. Dann ist es so weit.

Es herrscht Dunkelheit. Man sieht keine Schatten, keine Konturen oder die Ziffern des Radioweckers. Wie sie so da liegt, fühlt sie sich federleicht, als schwebte sie. Doch das Rechnen hält sie wach, und sie ist jetzt sowieso viel zu angespannt, um einzunicken. Zweifel machen sich in ihr breit. Die Angst zu scheitern lässt ihre Nerven quietschen wie die Saiten einer ungestimmten Violine. Panik hat sich wie ein schmieriger Film über ihre Gedanken gelegt. Am besten nur atmen, nichts denken, einfach nur aushalten, bis es an der Zeit ist.

Erste zaghafte Regentropfen, die gegen das Fenster prasseln, wachsen zu einem anhaltenden Trommelwirbel an.

Regen, entgegen allen Vorhersagen. Sie verflucht den Wetterbericht, ahnt, wie schwierig es sein wird, bei diesem Wetter durch den Wald zu rennen.

Dann ist es so weit. Vorsichtig kriecht sie unter der Decke hervor und kniet sich auf den Boden. Schiebt die Hände unter Bett und tastet herum. Findet ein Bündel, ihren Rucksack, in dem alles ist, was sie braucht. Fast nichts. Da stehen auch ihre Turnschuhe, solche, in die man einfach hineinschlüpft. Zum Binden der Schnürsenkel ist keine Zeit. Mit

ruhigen Bewegungen zieht sie ihre Jacke, die über dem Rucksack liegt, und die Schuhe an. Sie macht lautlose, kleine, zaghafte Schritte auf dem Boden. Ihr Körper fühlt sich mit einem Mal klobig und bleischwer an.

Aus einem der Betten hört sie Gemurmel und erstarrt. Jemand dreht sich um, der Lattenrost knarrt. Sie wartet ab, bis die Atemzüge wieder ruhiger werden. Die letzten Meter. Sie tastet nach der Türklinke, findet sie. Als sie die Tür öffnet, schlägt ihr ein Hauch kühler Luft vom Gang entgegen. Die Nachtbeleuchtung taucht die weißen Wände in schwach gelbes Licht. Ein Gefühl, als ob sie den Flur entlangglitte, ergreift von ihr Besitz. Sie zieht an der schweren Eisenklappe vor dem Hauptsicherungskasten. Das ist der entscheidende Moment. Jetzt oder nie. Zehn, vielleicht fünfzehn Minuten hat sie höchstens, mehr nicht. Wenn sich die erste Aufregung gelegt hat, versammeln sie sich und zählen durch. Dann beginnt sie, die Menschenjagd.

Ich habe keine Angst, ich habe keine Angst.

Still wiederholt sie die Worte, nur in ihrem Kopf, wie ein Mantra. Holt einige Male ganz tief Luft. Noch kann sie zurück. Sich anders entscheiden. Ins noch warme Bett zurückschlüpfen. Doch wenn sie jetzt nicht flieht, wird sie es nie mehr tun, und dieser Gedanke quält sie so unerträglich, dass er ihr neuen Mut gibt.

Als sie den Schalter im Sicherungskasten umlegt, hört sie ein Knacken, dann ein Knistern. Von der totalen Dunkelheit wird ihr so schwindlig, dass sie ins Leere wankt. Sie sucht Halt an der Wand, tastet sich vorwärts bis zum Notausgang und öffnet die Tür. Kalte, klamme Luft schlägt ihr entgegen. Der Regen liegt wie eine schwere Decke über dem Hof und durchtränkt den Rasen, der gierig nach ihren Füßen greift.

Das Gras quietscht, als sie losrennt. Jetzt ist sie dem Zufall

erbarmungslos ausgeliefert. Wenn sie Pech hat, entdeckt sie jemand, der im Herrenhaus aus dem Fenster sieht. Doch nichts tut sich. Alles, was sie hört, ist das Trommeln des Regens auf dem Dach, das Wasser, das aus den Fallrohren stürzt, und das Schmatzen ihrer Schritte auf dem Rasen.

Die Gartenleiter steht noch an der Mauer. Gott sei Dank.

Sie muss ganz schnell überklettern, denn schon bald wird der Notfallgenerator anspringen. Dann wird der Hof wieder taghell erleuchtet sein und der Stacheldraht oben an der Mauerkante heftige Stromstöße verteilen.

Sie klettert die Leiter hinauf, findet mit den Füßen Halt zwischen den spitzen Stacheln des Elektrozauns und stellt sich auf die glitschige Mauer.

Das ist der Augenblick, den sie sich so oft ausgemalt hat. Herbeigesehnt und gleichzeitig gefürchtet. Ist sie erst einmal unten angekommen, auf der anderen Seite, gibt es kein Zurück mehr. Für einen Moment überkommt sie ein Gefühl unbändiger Freude, bis die Angst wieder die Oberhand gewinnt.

Zuerst wirft sie den Rucksack hinunter, dann stößt sie sich mit aller Kraft von der Mauer ab. Über den Stacheldraht, fort von der Gefahr in ihrem Rücken, fällt sie hinein in die Dunkelheit. Als sie aufkommt, knackst es in ihrem Fuß. Sie fährt mit der Hand darüber, und der Schmerz lässt nach. Verzweifelt sucht sie nach dem Weg. Dort ist er. Sie rennt wie eine Wahnsinnige den schmalen Pfad entlang. Manchmal verpasst sie eine Kurve und rast fast direkt ins Gebüsch, doch sie findet immer wieder zurück auf den Weg. Das Adrenalin treibt sie an. Vorwärts. Vorwärts, das ist alles, was zählt.

Ich habe keine Angst, ich habe keine Angst.

Sie versucht, den Untergrund zu erkennen, auf dem sie

läuft. Springt über verschlungene Wurzeln, die den kleinen Pfad kreuzen. Ihr Herz pocht, es brennt in ihrer Brust. Hinter ihr geht der Alarm auf dem Landsitz los. Die schwankenden Lichtkegel der Sucher spiegeln sich im Laub. Es wird heillooses Durcheinander ausbrechen. Sie suchen nach ihr.

Ihre Kleider sind schwer vom Regenwasser, und die Rucksackriemen schneiden ihr in die Schultern. Endlich erkennt sie ein Licht zwischen den Bäumen. Jetzt ist sie nah an ihrem Versteck. Ganz, ganz nah.

Sie wird langsamer. Hält an.

Schaut sich nach dem Ende des Weges um.

Da ist ein Geräusch im Wald.

Ihr bleibt fast das Herz stehen. Ihre Muskeln verkrampfen sich. Panik steigt in ihr auf.

Er taucht plötzlich zwischen den Bäumen auf und bleibt ein paar Meter entfernt von ihr stehen. Sie ist chancenlos, kann nirgendwohin fliehen. Das Gelände ist auf beiden Seiten des Weges undurchdringlich und voller Dickicht.

Ihre Enttäuschung ist unbeschreiblich groß. Ihre Eingeweide ziehen sich zu einem großen, harten Klumpen zusammen.

Das ist doch völlig unmöglich.

Wie konnte das geschehen?

Jetzt steht er hier.

Irgendwo bellt ein Hund.

Der Alarm heult.

Ihr letzter Gedanke ist die Erinnerung an eine Stimme. Die zwar leise, aber so deutlich spricht, dass sie jedes Wort versteht.

Von hier entkommst du nie. Nur dass du es weißt.

Das Blut pulsiert in ihren Schläfen.

Gewaltsame Schläge, und unter ihren Lidern flimmert ein Funkenregen.

Dann kommt der Schwindel, und alles wird schwarz.

Ich lasse die Hummel eine Weile durch das kleine Aquarium fliegen. Sie versucht auszubrechen, summt wütend, prallt aber nur gegen die Wände ringsum.

Dann sitzt sie ein paar Minuten lang ruhig und entmutigt auf dem Korkboden.

Ich hebe den Glasdeckel hoch, langsam und vorsichtig. Halte die Luft an, während ich die Hand mit der Stecknadel sachte nach unten führe. Nur ein Bruchteil einer Sekunde, und die Hummel sitzt aufgespießt auf dem Boden fest. Jetzt summt sie wie verrückt, dreht sich in einem wahnsinnigen, aber aussichtslosen Tanz im Kreis um die Nadel. Die Flügel arbeiten ununterbrochen, doch sie bewegt sich nicht vom Fleck. Ich hebe den Korkboden aus dem Aquarium, lege ihn vor mich und greife zur Pinzette.

Lily starrt mich mit offenem Mund an. Fährt mit der Zunge über die Unterlippe. Ich schaue ihr in die Augen, um etwas wie Angst oder Ekel in ihrem Blick zu finden, doch da ist nur ein Abgrund, tiefes Dunkel, das mich aufsaugt und anzieht.

Aber erst einmal die Hummel.

Zuerst reiße ich ihr die Flügel aus, dann die Beine. Ich lasse mir Zeit. Lege alle Teile in eine Reihe vor Lily auf den Tisch. Ununterbrochen summt die blöde Hummel und dreht sich um die Nadel, inzwischen nur noch der Körper, als hätte sie irgendeine Chance.

»Warum tust du das?«, fragt Lily.

»Weil es mir Spaß macht«, antworte ich.

»Was? Sie zu quälen?«

»Nein. Dein Gesicht zu sehen, während du mir dabei zuschaust.«

Mir bleibt fast die Luft weg, als ich merke, dass sie leicht zittert.

So hat alles begonnen. Mit einer kleinen Hummel.

I

Die kleine Fähre lehnte sich auf dem dunklen Wasser in den Seegang. Sie waren jetzt nicht mehr weit entfernt, konnten die Insel aber immer noch nicht sehen, Frühnebel lag wie eine dicke Decke über dem Meer. Kein Horizont in Sicht.

Sofia war erleichtert gewesen, als das Festland auf der anderen Seite hinter dem Nebelvorhang verschwand. Der Abstand zu Ellis war immer größer geworden. Es war schön, sich zusehends von ihm zu entfernen, wenn auch nur für den Moment.

Die Beziehung mit Ellis war irgendwie schon immer eine Achterbahn gewesen, und das mit einer Intensität, dass sie eigentlich nur in einer Katastrophe hatte enden können. Seine miese Laune hätte bei ihr schon am Anfang alle Alarmglocken in Gang setzen müssen, aber da hatte sie ausgerechnet *das* besonders reizvoll an ihm gefunden. Sie hatten sich im Prinzip über alles gestritten, und am Ende hatte er sie im Internet öffentlich verunglimpft. Das hatte sie so aus der Bahn geworfen, dass sie bei ihrer letzten Prüfung an der Universität fast durchgefallen wäre. Mit Müh und Not hatte sie dann doch noch die Kurve gekriegt.

Genau zu diesem Zeitpunkt war die Einladung zu einem Vortrag von Franz Oswald eingetrudelt. Nur deshalb befand sie sich nun auf dieser Fähre und reiste zu einer fremden Insel weit draußen in den Schären.

Wilma, Sofias beste Freundin, saß neben ihr und starrte

ebenfalls in den Nebel. Die leichte Anspannung war ihnen beiden anzumerken, die Unruhe, weil sie nicht wussten, was sie auf der Insel erwartete.

Bevor die Einladung zu dem Vortrag gekommen war, hatte Sofia den ganzen Morgen damit verbracht, am Computer Worte wie »Zukunftsvision« und »Berufswahl« zu googeln. Doch am Ende hatte sie einsehen müssen, dass sie im Internet keine Hilfe finden würde und nach wie vor nicht wusste, was sie mit ihrem Leben anfangen sollte. Als sie die Mail entdeckte, wunderte sie sich erst, dass die Nachricht nicht im Spamordner gelandet war.

Ein Vortrag von Franz Oswald über ViaTerra. So lernst du, wie du auf dem Weg der Erde wanderst, stand da.

Was bitte hatte das zu bedeuten? Sie fand, dass die Sache merkwürdig klang, aber von Franz Oswald hatte sie schon gehört. An der Universität sprach man über ihn. Er war aus dem Nichts aufgetaucht und hielt Vorträge über seine Lehre vom reinen Leben, die er ViaTerra nannte. Unter den Studentinnen wurde gemunkelt, er sei attraktiv und habe etwas Geheimnisvolles an sich.

Sie las die Mail noch einmal und vergewisserte sich, dass der Vortrag kostenlos war. Schaden konnte es nicht, sich anzuhören, was dieser Oswald zu sagen hatte. Sie schickte Wilma eine SMS. Die Freundin war schnell überredet. Zurzeit unternahmen sie fast alles gemeinsam.

Sie waren spät dran und setzten sich in dem bereits voll besetzten Saal in die erste Reihe. Über der Bühne hing ein großes Banner, auf dem in riesigen grünen Buchstaben stand: *ViaTerra: Wir wandern auf dem Weg der Erde!* Ansonsten war der Saal eher kalt und steril, und in der Luft hing der durchdringende Geruch von Putzmittel.

Ein verwundertes Raunen ging durch das Publikum, als Oswald mit einer Schubkarre auf der Bühne auftauchte. Sie war bis zum Rand mit etwas Weißem beladen. Mehl oder Zucker. Sofia konnte nicht genau erkennen, was es war, denn das Licht war auf das Podium ausgerichtet, doch ausgerechnet dort, wo Oswald stehen blieb, war es schummrig. Die Frau, die neben Sofia saß, stöhnte leise. Hinter ihr flüsterte jemand: »Was soll das denn?«

Oswald stellte die Schubkarre ab und hielt einen Moment inne, bevor er nach vorn aufs Podium ging.

»Zucker«, sagte er. »Hier seht ihr die Menge, die eine durchschnittliche Familie in drei Monaten zu sich nimmt.«

Mit einem Mal ärgerte sich Sofia, dass sie gekommen waren. Sie spürte den deutlichen Impuls, einfach aufzustehen und zu gehen – so stark, dass ihre Beine schon zuckten. Sie sollte lieber Bewerbungen schreiben, schoss ihr durch den Kopf, statt sich Vorträge anzuhören. Außerdem machte Oswald sie nervös.

Er war groß, athletisch und trug ein graues Sakko über einem schwarzen T-Shirt. Das dunkle Haar hatte er sich zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Das Gesicht war gebräunt, vermutlich künstlich, aber es stand ihm gut. Oswald sah gepflegt und kultiviert aus, gleichzeitig hatte er etwas Primitives, fast Animalisches an sich. Aber vor allem war es seine ungewöhnliche Autorität, die die Luft zum Flimmern brachte, weil alle vor Erwartung ganz unruhig waren.

Eine Weile stand er schweigend da. Die Stimmung im Publikum wurde ruhiger, verhaltener. Dann begann er in schwindelerregendem Tempo mit seinen Ausführungen und steigerte das Tempo des Vortrags in den folgenden Minuten zusätzlich. Die Worte kamen nur so aus ihm herausgeschos-

sen, wie aus einem Maschinengewehr. Mithilfe einer Power-Point-Präsentation demonstrierte er, wie Gehirne, Nervensysteme, Lungen und fettleibige Körper Giften und Stress zum Opfer fielen.

Allmählich konnte Sofia seine Position errahnen. Eine Art Zurück-zu-Mutter-Erde-Philosophie, in der alles Künstliche der Anfang vom Ende war.

»Machen wir eine Pause«, verkündete Oswald unvermittelt. »Und danach werde ich euch die Lösung für dieses Debakel präsentieren.«

Den zweiten Teil seines Vortrags bestritt er deutlich ruhiger und entspannt. Er pries an, in vollständiger Dunkelheit zu schlafen, sauberes Wasser zu trinken und ökologisch angebaute Lebensmittel zu essen. Nichts Neues, keine Sensation. Dennoch klang es aus seinem Mund wie eine bahnbrechende Erkenntnis.

»Zu unserem Programm gehört auch eine besondere Geisteshaltung«, erklärte er. »Aber nicht das, was ihr jetzt vielleicht glaubt. Daher folgt mir jetzt bitte aufmerksam.«

Er legte eine Kunstpause ein. Plötzlich war Sofia, als starrte er sie direkt an. Sie rutschte nervös auf ihrem Stuhl herum. Während er weitersprach, ließ er sie nicht aus den Augen.

»Seid ihr es nicht leid, euch immer anzuhören, man müsse im Hier und Jetzt leben? Wir sollten aufhören, auf diese religiösen Spinner zu hören, die predigen, dass nur die Gegenwart zähle. Hören wir auf, ihre Bücher zu kaufen und ihre Kurse zu belegen, und lernen wir lieber, still dazusitzen, ins Leere zu schauen und tief einzuatmen. Bei ViaTerra wird die Vergangenheit nicht totgeschwiegen. Wir ziehen Energie aus ihr.«

Sofias Hand schoss wie von allein in die Höhe.

»Und wie tun wir das?«

Oswald lächelte milde.

»Dein Name ist ...?«

»Sofia.«

»Sofia. Gut, dass du nachfragst. Die Antwort findest du in unseren Thesen. Das physische Programm versorgt den Körper. Die Thesen sind die Nahrung für den Geist. Aber, kurz gesagt, ist es so, dass du aus allem Kraft schöpfst, was in deinem Leben geschehen ist. Auch aus den negativen Erinnerungen.«

»Und wie soll das gehen?«

»Das versteht man, wenn man die Thesen studiert. Es hat mit Intuition zu tun. Wenn man beginnt, seine Vergangenheit anzunehmen, verschwinden die Hemmungen. Unsere Fähigkeiten werden dann nicht mehr blockiert, und man kann wieder ganz auf seine Intuition vertrauen.«

»Kann man diese Thesen irgendwo nachlesen?«, hakte sie nach.

»Natürlich kann man das, aber dafür muss man das komplette Programm absolvieren. Wir haben auf Västra Dimö vor der Küste von Bohuslän ein Zentrum, eine Art Herberge, wo wir unseren Gästen helfen, die Balance in ihrem Leben wiederzufinden. Nur in einer ungestörten Umgebung kann man unsere Thesen wirklich verinnerlichen. Genau deshalb befindet sich unser Zentrum auf einer Insel.«

Hinter Sofia meldete sich ein Mann.

»Ist ViaTerra eine Religion?«

»Nein, wir sind vielmehr die erste Antireligion.«

»Antireligion? Was soll das sein?«

»All das, was euch an einer Religion am meisten missfällt, gibt bei uns nicht«, erklärte Oswald.

»Dass man beispielsweise in den meisten Religionen zu einem Gott beten muss«, ging der Mann dazwischen.

»Richtig. Und bei ViaTerra beten wir zu keinem Gott. Wir sind Realisten und stehen mit beiden Füßen fest auf dem Boden.«

Eine kräftige, rothaarige Frau aus der ersten Reihe sprang auf.

»Oder diese blöden Bücher und Texte, die man lesen muss! Und dann soll man diesen Mist auch noch glauben!«

Die meisten Zuhörer lachten.

»Wir bei ViaTerra haben keine Bücher. Nur ein paar simple Thesen, mit denen wir arbeiten. Aber das ist freiwillig.«

So ging es noch eine Weile. Oswald konterte die Fragen und Zwischenrufe sehr geschickt. Er war in seinem Element.

Dann erhob sich ein Mann in einem eleganten schwarzen Anzug und mit einer runden Brille.

»Hast du für deine Erkenntnisse wissenschaftliche Belege? Vertrittst du eine anerkannte Wissenschaft oder nur eine Sekte?«

»Alles, was wir tun, basiert auf dem gesunden Menschenverstand. Das hat nichts mit Wissenschaft oder Religion zu tun. Und das Wichtigste ist doch, dass es funktioniert, nicht wahr?«

»Und woher weiß man, dass das Konzept funktioniert?«

»Kommt vorbei und probiert es aus. Oder auch nicht.«

»Danke, ich verzichte.«

Der Mann bahnte sich einen Weg durch die Stuhlreihen und verließ den Raum.

»Tja«, sagte Oswald und zuckte mit den Schultern. »Dann fahren wir doch fort mit all denen, die ernsthaft interessiert sind.«

Als der Vortrag zu Ende war, wurden sie von jungen Leuten in grauen Anzügen hinausgeschleust. Sie gelangten in eine

geräumige Garderobe, wo vor den Wänden mehrere Tische aufgereiht standen. Fragebögen und Stifte wurden verteilt. Ein dünner Typ mit nach hinten gekämmtem Haar und Kinnbart blieb bei Sofia und Wilma stehen, bis sie ihre Bogen ausgefüllt hatten, und zupfte sie ihnen begierig aus den Händen, kaum dass sie fertig waren. Sie blieben noch ein Weilchen stehen und unterhielten sich mit anderen jungen Frauen in ihrem Alter.

Mit einem Mal stand er da, war direkt hinter Sofia aufgetaucht.

Wilma bemerkte Oswald zuerst und zuckte zusammen. Als Sofia sich umdrehte, stand er direkt neben ihr. Erst aus der Nähe konnte sie erkennen, wie jung er noch war: fünf- undzwanzig, maximal dreißig. Seine Haut war glatt, mal abgesehen von ein paar kleinen Fältchen auf der Stirn. Der breite Kiefer und diese Art von Bartstoppeln, die nie ganz verschwanden, verliehen seinen weichen Gesichtszügen etwas überaus Männliches – und dann natürlich die dichten schwarzen Augenbrauen. Doch am faszinierendsten waren seine Augen. Sein Blick war derart stechend, dass ihr die Intensität regelrecht unangenehm war. Und erst der markante Duft seines Rasierwassers, Zitrus und Sandelholz. Er war wirklich eine außergewöhnliche Erscheinung, unmöglich, sich seiner Ausstrahlung zu entziehen, wenn man sich in seiner Nähe befand.

Oswald sagte erst mal nichts, und dieses Schweigen war bedrückend. Ihr Blick wanderte zu seinen Händen. Lange, schmale Finger mit kurz geschnittenen Nägeln. Er trug keinen Ring.

Sein Gesichtsausdruck war nicht zu deuten. Sofia schluckte und überlegte, was sie sagen sollte, brachte aber keinen Ton heraus.

»Sofia ...«, sagte er schließlich und ließ ihren Namen eine Weile nachklingen. »Es kam mir vor, als hättest du weitere Fragen.«

»Nicht wirklich. Wir waren nur neugierig.«

Ihre Stimme klang heiser und rau.

Er zog die Augenbrauen nach oben und verzog den Mund, als teilten sie ein Geheimnis miteinander. Er war sich im Klaren darüber, geradezu provozierend bewusst, wie gut er aussah.

»Kommt uns doch mal besuchen. Ich zeig euch unser Zentrum. Keine Verpflichtungen, nur ein Rundgang übers Gelände.«

Er hielt ihr seine Visitenkarte hin. Grün und weiß, die Buchstaben in Prägeschrift.

»Das ist Madeleines Nummer, die meiner Sekretärin. Ruft sie einfach an und vereinbart einen Termin.«

Einen Moment lang hielt er das Kärtchen fest, bevor Sofia es ihm aus den Fingern ziehen konnte. Seine Augen blitzten auf, dann ließ er die Karte los. Sofia wollte noch etwas erwidern, doch da hatte er sich bereits abgewandt und war auf dem Weg in die Menschenmenge.

Wilma zog sie am Ärmel.

»Hör auf, ihm hinterherzustarren. Wir fahren einfach auf diese Insel und schauen uns das Ganze mal an. Schaden kann das doch nichts, oder?«

Sie räuspert sich ein paarmal. Sie weiß offenbar nicht recht, wie sie es sagen soll.

Ich fixiere sie mit dem Blick, ahne, dass ihr das unangenehm ist, und genieße das Gefühl.

»Wir dürfen es nicht übertreiben«, sagt sie. »Ich meine, es könnte lebensgefährlich werden ...«

»Ist das nicht gerade der Punkt?«
»Ja schon, aber ... Du weißt, was ich meine.«
»Nein, nicht so richtig. Erklär's mir.«
»Es soll keine Spuren an mir hinterlassen.«
Ich schnaube.
»Du kannst ja obenrum was anziehen. Stell dich nicht so an.
Du magst es doch, hab ich recht?«
Jetzt sieht sie unschuldig zu Boden.
Das ist etwas Neues – ihre Angst. Sie sickert langsam aus ihr
heraus und macht mich total an, erregt mich unglaublich.
Ich muss ein paarmal tief durchatmen, mich am Riemen
reißen, um sie nicht zu packen und heftig durchzuschütteln.
Dieser Mensch gehört mir. Ich habe alle Macht über ihn.
Sie ist so fügsam wie ein Grashalm im Wind.
Ich drehe ihr den Rücken zu. Spüre, wie sie in diese Leere
gesogen wird. Denke an den Abend und an das, was passie-
ren wird.

»Das werte Fräulein sitzt da und träumt?«

Vor ihr stand Edwin Björk, der Fährmann. Er war unter-
setzt, das Gesicht von Wind und Wetter gegerbt. Er trug
Koteletten und roch nach Diesel und Tang. Sofia und Wil-
ma hatten sich schon vor der Überfahrt mit ihm bekannt
gemacht.

Sofia versuchte, die Gedanken an den Vortrag beiseitezuschieben, und sah zu Björk hoch.

»Nein ... Ich frage mich nur, ob das hier normal ist, dieser
Nebel im Sommer.«

»Kann man so sagen«, antwortete Björk. »Die Insel hat
ihren Namen nicht ohne Grund. Aber im Herbst ist es am
schlimmsten. Da kann der Nebel so dicht werden, dass ich
nicht übersetzen kann. Was habt ihr auf der Insel vor?«

»Wir wollen eine Gruppe besuchen, die dort auf einem
Landsitz wohnt. ViaTerra.«

Björk rümpfte die Nase.

»Da solltet ihr vorsichtig sein. Der Ort ist verflucht.«

»Im Ernst? Du machst doch Witze«, rief Wilma.

»Nein, mache ich nicht. Dort spukt die alte Gräfin. Ich
hab sie schon mit eigenen Augen gesehen.«

»Erzähl!«

Und das tat er. So eindringlich und voller Überzeugung,
dass es Sofia kalt den Rücken hinunterlief. Der Nebel kroch
unter ihre Kleider und legte sich wie ein kaltes Tuch auf ihre

Haut, und vor ihren Augen entstanden Bilder, während er sprach. Unheimliche Bilder, die sie nicht abwehren konnte.

»Der Landsitz wurde zu Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts gebaut. Hier draußen in den Schären sind solche Anwesen eher die Ausnahme. Auf den Inseln wohnten damals ja hauptsächlich Fischer und Bootsbauer. Aber der Graf von Bärensten wollte unbedingt dorthin ziehen, also ließ er dieses unselige Gut errichten, obwohl seine Frau, die Gräfin, auf der Insel nie Ruhe fand. Wisst ihr, ständig ist sie zurück aufs Festland gefahren. Dort hat sie sich dann in einen Kapitän verliebt und ihn heimlich getroffen. Eines Abends, als der Nebel sehr dicht war, lief das Schiff des Kapitäns auf Grund und sank vor der Insel. Es war Winter und das Wasser eiskalt, und alle Besatzungsmitglieder kamen ums Leben. Es war eine schreckliche Tragödie.«

»Ist das denn wahr oder nur eine Legende?«, fiel Wilma ihm ins Wort.

»Nein, jedes Wort ist wahr. Aber jetzt passt auf, wie es weitergeht, denn gleich haben wir die Insel erreicht, und dann muss ich anlegen.«

Wilma verstummte, und sie lauschten atemlos, als Björk weitersprach.

»Als die Gräfin erfuhr, was dem Kapitän widerfahren war, stieg sie auf eine Klippe, die wir Teufelsfelsen nennen, und stürzte sich ins kalte Wasser, um selbst den Tod zu finden.«

Björk rückte seine Mütze zurecht und schüttelte gedankenverloren den Kopf.

»Und als der Graf das hörte ... da muss bei ihm irgendeine Sicherung durchgebrannt sein. Er legte Feuer auf dem Hof und jagte sich eine Kugel in den Kopf. Wäre nicht das Dienstvolk vor Ort gewesen, wäre das ganze Anwesen niedergebrannt. Es gelang ihnen, den Hof und die Kinder zu

retten, doch der Graf selbst war mausetot. Nach dem Schiffsunglück installierte man am Leuchtturm ein Nebelhorn. Wann immer das Nebelhorn heult, steht die Gräfin auf dem Teufelsfelsen und ruft nach ihrem Geliebten – so erzählen es sich die abergläubischen Inselbewohner. Und dann sehen sie sie sogar auf dem Felsen stehen. Immer wenn es neblig ist.«

»Das ist doch sicher pure Einbildung«, warf Sofia ein.

»Oh nein«, antwortete Björk. »Sie taucht dort oben auf, das kannst du mir glauben. Die armen Kinder des Grafen, die überlebt hatten, wurden übrigens nach und nach krank. Das Elend nahm über Jahre kein Ende, bis der Sohn des Grafen irgendwann genug hatte und ins Ausland zog. Der Landsitz stand dann viele Jahre leer.«

»Und dann?«

»Es hörte einfach nicht auf. Ende der Neunzigerjahre kaufte ein Arzt den Hof und zog mit seiner Tochter dort ein. Er hatte große Pläne mit dem Anwesen, es sollte eine Art Erholungsheim werden. Doch dann kam die Tochter bei einem Feuer in der Scheune ums Leben. Ein Unfall, hieß es, aber mir macht keiner etwas vor. Dieser Ort ist verflucht.«

Björk hielt mahnend den Finger hoch.

»Und ich bin noch nicht fertig! Gleichzeitig sprang ein Junge vom Teufelsfelsen, schlug unten auf der Klippe auf und ertrank. Die Flut nahm ihn mit raus. Seitdem ist es an den Klippen strikt verboten, ins Wasser zu springen.«

Sofia fragte sich, ob der alte Mann das alles nur erfand, aber sein Gesichtsausdruck blieb ernst. Warum nur hatte dieser Oswald sein Zentrum an so einem Ort errichtet? Es klang völlig abwegig.

»Kann man den Leuchtturm und den Felsen noch besichtigen?«, fragte Wilma.

»Ja, der Leuchtturm steht noch, aber das Nebelhorn ist

nicht mehr in Gebrauch. Ansonsten ist alles wie früher. Und jetzt ist der Landsitz wieder in der Hand von Dummköpfen, wie ihr feststellen werdet.«

Lautes Lachen sprudelte aus seiner Kehle.

»Kennst du diesen Oswald?«, fragte Wilma.

»Nein, der hält sich für zu vornehm, um sich mit uns Inselbewohnern abzugeben. Bleibt immer im Wagen hocken, wenn er mit der Fähre übersetzt.«

Sofia starrte in den Nebel. Meinte, ganz schwach eine Kontur zu erkennen, dort wo der Horizont hätte sein müssen.

»Und da ist sie auch schon«, rief Björk.

Langsam und majestätisch tauchte die Insel aus dem Nebel auf. Umrisse von Fichten auf den Anhöhen, kleine Boote, die im Hafen lagen, und hier und da Schatten von Häusern. Möwengeschrei drang bis zur Fähre. Der Nebel löste sich langsam auf. Eine blassgelbe Sonne, die noch mit den Wolken kämpfte, hing wie eine helle Kugel am grauen Himmel.

»Dann sehen wir uns auf der Abendfähre«, sagte Björk, während er sein Schiff an die Brücke manövrierte. »Von der Insel gibt es zwei Abfahrten am Tag. Die Morgenfähre um acht und die Abendfähre um fünf.«

Als sie von Bord gingen, lag das Dorf direkt vor ihnen. Es war ein kleines Sommerparadies. Winzige Häuschen mit Zinnen und Türmchen, kleine kopfsteingepflasterte Gassen mit schmucken Lädchen. Kinder spielten am Kai. Sommerurlauber saßen in einem Straßencafé und aßen Kuchen. Es war zwar gerade erst Anfang Juni, doch hier herrschte bereits Urlaubsstimmung.

Etwa fünfzig Meter von der Anlegestelle der Fähre entfernt lag ein Platz mit einem Springbrunnen. Dort wartete eine Frau in einer grauen Uniform auf sie. Sie war schlank

und fast genauso groß wie Sofia. Ihr blondes Haar war zu einem Knoten im Nacken gebunden, und ihr blasses Gesicht hatte feine Züge. Sie hatte große, fast farblose Augen und helle Augenbrauen.

»Sofia und Wilma? Ich heiße Madeleine und bin Franz Oswalds Sekretärin. Ich werde euch heute herumführen. Zuerst schauen wir uns kurz die Insel an, dann fahren wir zum Landsitz.«

Sie begleitete sie zu einem Kombi, der am Rand des Marktplatzes stand, und zog die hintere Tür für die beiden auf.

»Rund um die Insel verläuft die Küstenstraße«, erklärte sie. »Im Landesinneren befinden sich hauptsächlich Wald und Heide, deshalb will ich euch gern zuallererst die Küsten zeigen, bevor wir zu ViaTerra fahren. An der nördlichen Inselspitze gibt es einen Aussichtspunkt, von dem man das ganze Skagerrak überblicken kann.«

»Wo liegt denn der Landsitz?«, fragte Sofia.

»In Norden. Vom Aussichtspunkt ist es nur noch ein kleiner Spaziergang.«

Im westlichen Teil der Insel war das Gelände flach, dort entdeckten sie Sandstrände und Wiesen mit Picknicktischen und Grillstellen. Ein paar Stege ragten wie lange Finger in den sonnendurchtränkten Dunst, der über der Wasseroberfläche schwebte. Kleine Schiffe waren an den Anlegern vertäut, Geräteschuppen säumten den Strand.

Im Osten der Insel war die Küste karg und wild. Hier fielen die Klippen direkt neben der Straße steil ins Meer ab.

Sie fuhren bis ans Ende der Straße und ließen das Auto dort stehen. Dann spazierten sie durch die Heidelandschaft zu einem Aussichtspunkt direkt an den Steilklippen.

Der Nebel hatte sich inzwischen aufgelöst. Die Sonne

stand hoch am Himmel. So weit das Auge reichte, nur funkelndes Blau – und ein Leuchtturm auf einer kleinen Schäreninsel, der im Sonnenschein weiß strahlte. Sofia entdeckte einen großen Felsblock, der vor den Klippe übers Wasser ragte.

»Ist das der Felsen, den ihr Teufelsfelsen nennt?«

Madeleine schnaubte.

»Wir nicht. Die Inselbewohner. Sie sind eben abergläubisch. Aber wie ihr sehen könnt, ist es einfach nur ein Felsen.«

»Auf der Anreise wurden wir davor gewarnt. Von Björk, der die Fähre steuert. Er hat uns Schauergeschichten von eurem Landsitz erzählt.«

Madeleine schüttelte den Kopf.

»Der ist nicht ganz bei Trost. Das sagt er nur, um unsere Gäste zu vergraulen. Seit wir hierhergekommen sind, sind die Anwohner schrecklich misstrauisch. Sie reagieren auf jede Veränderung allergisch. Aber das stört uns nicht. Kommt, fahren wir zu ViaTerra!«

Sie fuhren ein Stück an der Küste entlang und bogen dann auf einen breiten Kiesweg ab. Große Eichen standen rechts und links des Weges, über dem sich üppiges Grün zu einer Art Kuppeldach wölbte. Die Fahrt endete vor einem mindestens drei Meter hohen schmiedeeisernen Tor. Es war mit gewundenen Schnörkeleien verziert, mit Engelsfiguren und Dämonen, und hatte ein auffällig großes Schlüsselloch.

»Ziehst du jetzt einen Riesenschlüssel aus der Tasche?«, witzelte Wilma.

Madeleine schüttelte den Kopf.

»Nein, nein, es gibt natürlich einen Wachmann.«

Sofia bemerkte ihn erst jetzt. In der Mauer befand sich in einer Nische ein Wachhäuschen, und dort saß er. Er begrüß-

te Madeleine, dann öffnete sich das Tor ganz langsam mit einem lauten Quietschen, und er winkte sie durch.

Sofia wusste nicht recht, was sie hinter dem Tor erwartet hatte. Vielleicht eine große, unheimliche, verfallene alte Villa mit Turm und Zinnen? Stattdessen erhob sich vor ihren Augen ein Palast. Das gesamte Anwesen erstreckte sich sicher über einen halben Kilometer. Das Herrenhaus selbst glich einem Schloss und war drei Stockwerke hoch, und offenbar war auch das Dach ausgebaut worden, denn sie konnte ein paar Fenster zwischen den Schindeln sehen. Die Fassade musste erst kürzlich mit einem Sandstrahler gereinigt worden sein, denn sie war schneeweiß. Inmitten der Rasenfläche vor dem Schloss befand sich ein großer Teich, in dem Enten und Schwanepärchen schwammen. Auf dem Hof war überdies eine Fahnenstange errichtet worden, allerdings wehte dort nicht die schwedische Flagge, sondern eine grün-weiße.

Gen Westen stand eine Reihe kleiner Wohnhäuschen mitten im Gehölz. Hinter dem Herrenhaus konnte man den Giebel einer Scheune erkennen, und noch weiter hinten befand sich ein Gehege, in dem Schafe grasten. Nur wenige Leute waren zu sehen, ein paar saßen vor den Wohnhäuschen im Garten und tranken Kaffee, und zwei Personen in Uniform eilten über den Hof.

Sofia sah erneut an dem Herrenhaus hinauf. Im oberen Teil der Fassade prangten große Buchstaben.

Wir wandern auf dem Weg der Erde!

Reglos bestaunte sie die Pracht. Dann warf sie Wilma einen vielsagenden Blick zu und drehte sich zu Madeleine um.

»Ein beeindruckender Ort!«

»Ja, fantastisch, nicht wahr? Wir haben hart dafür gearbeitet. Franz hatte diesen Traum, und man kann mit Fug und

Recht behaupten, dass es uns gelungen ist, ihn zu verwirklichen.«

Sofia spürte intuitiv, dass sich hier etwas verbarg. Etwas Wertvolles. Es war nicht nur schön hier. Dieses Schloss, die Umgebung, das Gelände zeugten von viel mehr. Diese ungewöhnliche Stille. Sie hatte das Gefühl, als wären sie in ein Paralleluniversum gereist, wo jeder Fernseher, jedes Handy, jeder PC und jedes Tablet ausgeschaltet waren. Als wäre das ewige Gesurre auf der Erde innerhalb der dicken Mauern ringsum verstummt. Gleichzeitig lag Erwartung in der Luft. Sofia verspürte eine außergewöhnliche Spannung, konnte aber nicht benennen, was es war.

Das alles ist so schön, dachte sie, dass es mir die Sprache verschlägt, und gleichzeitig jagt es mir Schauer über den Rücken.

Sie schob dieses Gefühl beiseite. Bestimmt lag es an Edwin Björks Gruselgeschichten, die immer noch durch ihren Kopf geisterten.

»Zuerst zeige ich euch das Herrenhaus, in dem wir arbeiten«, ergriff Madeleine wieder das Wort. »Dann führe ich euch zu den Wohnhäuschen, wo unsere Gäste untergebracht sind, wenn sie das Programm absolvieren.«

Sofia fragte sich, wo Oswald sich wohl aufhielt. Sie sah verstohlen zu den zahlreichen Fenstern des Anwesens hinauf und stellte sich vor, wie er vielleicht gerade auf sie herunterschaute. Und sie ertappte sich selbst dabei, dass sie sich wünschte, ihn wiederzutreffen.

Das Feuer ist fast erloschen. Die Glut zittert nur noch schwach in den verkohlten Holzscheiten.

Wir sind umgeben von Dunkelheit. Ich kann ihre Gesichtszüge kaum mehr sehen.

Sie legt noch etwas Holz nach, pustet ein bisschen und bringt wieder ein schönes Feuer zustande. Im Schein der Flammen sieht sie aus wie eine Hexe. Das dicke rote Haar. Die Katzenaugen.

»Was macht er mit dir?«, frage ich.

»Du weißt, was er macht«, sagt sie und dreht den Kopf weg.

»Ich will nicht, dass dich der Alte anfasst.«

»Alt? Er ist uralte. Der widerliche Schlappschwanz will nur noch fummeln. Ich krieg alles, was ich will, wenn ich ihn lasse. Das ist so, wenn man adoptiert ist. Sie glauben, sie besitzen dich. Verstehst du?«

»Aber er geht nicht bis zum Äußersten?«

»Nein, natürlich nicht. So einer ist er nicht.«

»Ich dachte, er hätte was mit Mama«, sage ich.

»Keine schlechte Idee. Sie würden gut zusammenpassen.«

Kurz flackert ein Bild vor meinen Augen auf. Sein Kopf auf dem Körper einer Mücke. Eine bescheuerte Mücke, die ins Feuer fliegt und verbrennt.

»Du wirst dich nach ihm sehnen, wenn ich mit dir fertig bin«, sage ich.

Jetzt endlich lacht sie.

Durch die Panoramafenster konnte man das Meer hinter dem Wald erkennen. Die Wellen rollten auf das Ufer zu und peitschten gegen die Klippen, das Wasser schäumte wild.

Sie befanden sich im zweiten Stockwerk des Haupthauses, wo das Personal arbeitete. Madeleine hatte sie eilig die Treppe hinaufgescheucht und ihnen erklärt, dass sich im Erdgeschoss und in der zweiten Etage Personalwohnräume befänden, die teilweise gerade renoviert würden. Vor allem im Erdgeschoss hatte es nach nassem Beton und Sägespänen gerochen. Aus einigen Zimmern war der Lärm einer Kreissäge gedungen, und sie hatten über eine große Rolle Isoliermaterial steigen müssen, die direkt vor den Stufen im Weg gelegen hatte.

Hier oben jedoch war nichts renovierungsbedürftig. Alles strahlte weiß oder hellgrau: Wände, Decken und Möbel. Es gab nirgends Trennwände, nur ein riesiges Großraumbüro mit Schreibtischen und Computern. Das Personal schien sich dort niederzulassen, wo es ihm beliebte. Die Stimmung war gut, es herrschte eine angenehme Atmosphäre, man lächelte und grüßte einander. Am Ende des großen Raumes befanden sich zwei Türen. Madeleine folgte Sofias Blick.

»Dahinter befindet sich Franz' Büro und dort der Arbeitsplatz unseres Personalchefs«, erklärte sie. »Alle anderen arbeiten hier – außer denen natürlich, die sich um unsere Gäste oder die Landwirtschaft kümmern.«

Sofia starrte weiter die zwei Türen an und fragte sich, ob Oswald dort gleich auf der Schwelle erscheinen würde. Wenn er überhaupt da war. Doch sie verkniff sich die Frage.

»Ihr betreibt auch Landwirtschaft?«, fragte Wilma.

»Ja, wir sind schon fast Selbstversorger«, antwortete Madeleine stolz. »Unser gesamtes Obst und Gemüse bauen wir hier an. Wir haben unsere eigene Milch und stellen die Butter selbst her. Sogar Schafe haben wir angeschafft. Und der Landsitz wird mit Erdwärme beheizt. Auf diesem Stockwerk arbeitet eigentlich nur Franz' Servicepersonal. Wir kümmern uns um Personalangelegenheiten, die Post, Einkäufe und so, damit sich Franz auf seine Vorträge und seine Forschung konzentrieren kann.«

»Darf ich dir zu ihm ein paar Fragen stellen?«, wollte Sofia wissen. »Woher kommt er eigentlich? Und was hat er früher gemacht?«

»Das ist nicht von Belang.« Madeleine klang leicht verärgert. »Franz möchte, dass wir uns mit den Gästen und dem Programm beschäftigen, nicht mit ihm. Er ist einfach so, wie er ist. Der Kopf von ViaTerra.«

Sofia betrachtete sie eingehend von der Seite. Madeleine wirkte mit einem Mal nervös, als wäre sie mit den Gedanken woanders.

»Aber ihr betet Oswald nicht an oder verehrt ihn?«

»Nein, natürlich nicht! Wir sind keine fanatische religiöse Bewegung, falls du das denkst.«

Madeleines Stimme überschlug sich beinahe vor Entrüstung. Die Stimmung drohte zu kippen, doch Wilma sprang ein. Sie brachte das Gespräch so elegant zurück in ruhigere Fahrwasser, dass Madeleine vermutlich nicht einmal bemerkte, wie sich ihre eigenen Gesichtszüge allmählich wieder entspannten. Höfliche Fragen und ein bisschen Schmeichelei.

Fünfzig Menschen, die hier arbeiten, beachtlich! Was sind ihre Aufgaben?

Ihr habt hier einen klasse Job gemacht, der Ort ist fabelhaft!

Wilma konnte wirklich jedem Honig um den Mund schmieren.

Sofia hörte nur mit einem Ohr zu. Ihr Blick wanderte wieder durch das Großraumbüro. Sie fragte sich, ob das Personal sich hier wirklich so wohlfühlte, wie es den Anschein hatte. Wenn alles, was Madeleine erzählt hatte, tatsächlich stimmte, konnte sich diese Organisation zu Recht als umweltfreundlich bezeichnen.

Ein Mädchen in Küchenschürze tauchte neben ihnen auf.

»Im Gästespeisesaal ist das Mittagessen serviert«, teilte sie ihnen mit.

»Gut«, sagte Madeleine. »Jetzt könnt ihr nämlich mal probieren, wie das schmeckt, was wir hier anbauen.«

Der Speisesaal war groß und hell, mit hohen, langen Fensterfronten. Der geschliffene Holzboden war fast komplett mit Schaffellen bedeckt. Stühle und Tische waren weiß. Es roch nicht wie sonst nach Kantine, stattdessen strömte aus der Küche ein feiner Duft von Tang und Fisch. Gedämpfte klassische Musik erklang aus unsichtbaren Lautsprechern. An fast jedem Tisch saßen Gäste, dennoch war es erstaunlich still. Es herrschte eine wunderbare Ruhe, wie in einem Tempel oder in einer Bar am frühen Morgen. Eine gedämpfte, entspannte Stimmung. Sofia ertappte sich dabei, dass sie nur noch flüsterte, als sie sich unterhielten.

Ihr Blick wanderte ganz unbewusst zu den anderen Tischen, weil sie neugierig war, ob sie jemanden erkannte. Madeleine hatte erwähnt, dass viele Prominente unter ihren Gästen waren. Aber die Tische standen zu weit voneinander entfernt, und anstarren wollte sie die Leute auch nicht.

Das Mittagessen bestand aus Tomatensuppe und Fisch mit Gemüse und Kräutern. Als sie fertig gegessen hatte, spürte Sofia eine leichte Berührung an ihrer Schulter. Als sie sich umdrehte, stand Oswald vor ihr. Er hatte die Hände auf die Rückenlehne ihres Stuhls gelegt. Er sah unzufrieden aus, fast wütend.

»Wie lang seid ihr schon hier?«

Er drehte sich zu Madeleine um, ohne eine Antwort abzuwarten.

»Ich hab sie hierher eingeladen, und deshalb wollte *ich* ihnen auch alles zeigen.«

Dass er verärgert war, war nicht zu überhören.

Er trug keine Uniform, sondern schwarze Jeans und ein eng anliegendes weißes T-Shirt, das seine Muskeln und die Sonnenbräune betonte. Er gab Sofia und Wilma die Hand und lächelte sie an, doch Wärme wollte in seinem Gesichtsausdruck nicht recht aufkommen.

Madeleine bekam knallrote Wangen. Sie neigte den Kopf, sodass ihr Kinn fast den Brustkorb berührte.

»Ich dachte, du hättest anderes zu tun, und wollte dich gern entlasten ... In deinem Kalender stehen andere, wichtigere Dinge«, antwortete sie fast im Flüsterton.

»Du kannst jetzt gehen. Ich übernehme ab hier«, sagte er und fuchtelte in ihre Richtung, als wollte er eine Fliege vertreiben.

Madeleine erhob sich langsam von ihrem Stuhl und verschwand mit Trippelschritten aus dem Speisesaal.

Da erst drehte Oswald sich wieder zu Sofia um und lächelte, auch wenn der Ärger ihm noch immer ins Gesicht geschrieben stand.

»Ich wollte mich wirklich mit euch treffen, aber ich wusste nicht, dass ihr heute kommen würdet, und jetzt ist mein

Kalender proppenvoll, wie ihr schon gehört habt. Aber zumindest die Gästewohnungen gehen wir uns noch zusammen anschauen. War die Überfahrt angenehm?»

»Ja, wir wissen jetzt alles über das Gespenst auf dem Landsitz«, plapperte Sofia los, doch dann hielt sie erschrocken inne. Ihr loses Mundwerk mal wieder!

Aber Oswald lachte nur.

»Ja, dieser Björk macht richtig Reklame für uns. Die Leute sind von der gruseligen Geschichte des Landsitzes total fasziniert. *Kommen Sie und treffen Sie die böse Gräfin!* Ihr glaubt doch wohl nicht alles, was er erzählt?»

»Natürlich nicht«, antwortete Wilma blitzschnell, griff nach Sofias Hand und hakte ihren kleinen Finger in dem von Sofia unter.

»Gut«, sagte Oswald. »Dann fangen wir mal mit dem Rundgang an.«

Er schob die Speisesaaltür auf und führte sie hinüber zu den Wohnhäusern. Jetzt ging er direkt neben Sofia, hielt sie ganz leicht am Ellenbogen, als wollte er sie zu den Häusern geleiten. Eine fast beiläufige Berührung, die jedoch keineswegs beiläufig war und die sie in behagliche Spannung versetzte.

Sofia gehörte nicht zu den Mädchen, nach denen sich Männer auf der Straße umdrehten. Trotzdem schien Oswald ihre Nähe zu suchen, obwohl Wilma mit ihrer fabelhaften Figur und dem selbstbewussten Gang ebenfalls neben ihm herlief.

Kurz bevor sie vor den Häusern standen, streifte seine Hand die Stelle zwischen Sofias Rückgrat und ihrer Hüfte, dort wo die Nerven zusammenliefen, und die Berührung raubte ihr beinahe den Atem.

Mit den durchnummerierten Türen erinnerten die Häu-

ser an Baracken, doch das stabile Holz und die massiven Stahlklinken zeugten von der Qualität der Bauten. Ein kostspieliges Renovierungsprojekt, genau wie der Landsitz selbst.

»Dann schauen wir doch mal«, sagte Oswald und zog einen Schlüssel aus der Hosentasche. »Die Fünf dürfte gerade frei sein. Hier seht ihr also einen typischen Raum ... Sie sind fast alle gleich.«

Der Raum, wie Oswald ihn genannt hatte, war vielmehr ein Apartment, das aus Wohn-, Schlaf- und Badezimmer bestand. Es roch nach frischem Holz.

Sofia und Wilma sahen sich neugierig um, Oswald hingegen war ganz in seinem Element, Beleuchtung und Belüftung zu erklären. Sie hatten hier nur die modernste Technik verwendet.

»Die Deckenbeleuchtung enthält UV-Strahlen. Das gleicht den Mangel an Sonnenlicht im Winter aus. Die Ventilation ist so eingerichtet, dass ständig frische Luft eingespeist wird. Wenn sie zu kalt ist, wird sie zusätzlich beheizt. Natürlich vollautomatisch. Die Wände sind komplett geräuschisoliert, damit der Schlaf nicht gestört wird. Wie ihr seht, gibt es hier nirgends Fernseher oder Computer. Unsere Gäste benutzen auch kein Handy, wenn sie bei uns sind. Wir haben im Gemeinschaftsraum einen Computer für den Notfall. Doch unser Ziel ist Stille. Man muss sich trauen, sich dem zu entziehen, von dem man *glaubt*, es wäre unentbehrlich, um das, was wirklich unentbehrlich ist, zu finden.«

Er machte eine Pause, um sich zu vergewissern, dass sie ihm folgen konnten.

»Aber das Wichtigste sind die Schlafzimmer. Kommt, ich zeig sie euch.«

Er schob sie vor sich her ins Schlafzimmer und schob die Tür hinter ihnen zu. Dann drückte er auf einen Knopf, woraufhin sich vor den Fenstern schwarzer Stoff nach unten rollte, bis es stockdunkel war.

»Hier kommt kein Quäntchen Licht mehr rein«, verkündete er stolz. »So sieht man nicht mal mehr die Konturen der Möbel. Genau so muss man schlafen, damit der Körper wirklich zur Ruhe kommt. Faszinierend, nicht wahr?«

Sofia lief ein Schauer über den Rücken. Sie griff instinktiv nach Wilmas Arm. Als Kind hatte sie mal auf dem Land übernachtet. Mitten in der Nacht, als alles um sie herum dunkel war, schreckte sie auf und glaubte schon, sie sei erblindet. Wie eine Wahnsinnige schrie sie, bis ihre Mutter die Deckenlampe sicher hundertmal an- und wieder ausgeschaltet hatte, um ihr klarzumachen, dass sie natürlich sehen konnte. Trotzdem hatte sie seitdem Angst im Dunkeln.

Oswald knipste das Licht wieder an und führte sie hinaus ins Tageslicht. Dann gingen sie weiter zum Regenerationsbereich, wo sich eine Sauna, ein Salzwasserpool und ein Fitnessraum befanden. In einer Ecke des Fitnessraumes stand eine Anlage, die aussah wie ein drei Meter hohes Ei aus Metall.

»Was ist das?«, fragte Sofia.

»Darin kann man seine Wahrnehmung trainieren. Geräusche, Licht, Farben, Gerüche und Temperatur, all die Eindrücke, denen wir im Alltag in einem heillosen Durcheinander ausgeliefert sind. In diesem Ei kann man sie separat auf sich wirken lassen. Das ist ein wichtiger Bestandteil unseres Programms.«

Sie durchquerten einen großen Kursraum, in dem mehrere Personen saßen: Einige lasen Texte, andere saßen mit geschlossenen Augen ganz still auf ihren Stühlen.

»Hier studieren wir die Thesen«, erklärte Oswald.

Sofia lagen sowohl Kommentare als auch Fragen auf der Zunge, doch Oswald warf einen Blick auf seine Armbanduhr und schien es plötzlich eilig zu haben.

»Den Gemüsegarten und das Gewächshaus zeige ich euch beim nächsten Mal«, sagte er. »Aber eines sollt ihr noch sehen, bevor ihr wieder abreist.«

Er führte sie zu einem freistehenden Haus neben den Wohnhäusern, ein Holzhaus mit Dachterrasse, das früher vielleicht eine Dienstbotenwohnung gewesen war. Sofia hätte eigentlich gedacht, dass auch dort drinnen alles topmodern eingerichtet wäre, doch das Haus war – leer. Boden, Wände und endlose Regale, mehr gab es nicht zu sehen. Es duftete nach Holz und Lack. Die Nachmittagssonne warf ihre Strahlen durchs Fenster und malte goldene Streifen auf den Boden.

»Das wird unsere Bibliothek«, erläuterte Oswald und sah Sofia vielsagend an.

»Aha«, erwiderte sie zögernd.

»Ich hab gehört, dass du Bücher liebst und ein Ass in Literatur bist.«

»Wo hast du das denn gehört?«

»Stand auf dem Fragebogen, den du nach dem Vortrag ausgefüllt hast. Du hast doch gerade dein Examen in Literaturwissenschaften gemacht.«

Er sah sie unverwandt an.

»Wir suchen jemanden, der hier eine richtige Bibliothek aufbaut. Mit Büchern, die zu unserer Philosophie passen. Geld spielt keine Rolle. Das einzig Wichtige ist, dass alles perfekt wird.«

»Also einen Bibliothekar ...«

»Nein, was ich am allerwenigsten will, ist ein Bibliothekar

mit verstaubten Vorstellungen darüber, was in einer Bibliothek zu stehen hat. Ich suche jemanden, der selbstständig denken kann. Und da bist du mir eingefallen – wegen deines Fragebogens. Erst später hab ich dann gesehen, dass Wilma ebenfalls Literatur studiert hat, und da kam mir der Gedanke, dass ich vielleicht die beiden Richtigen für den Job gefunden haben könnte.«

Sofia war fassungslos. Bot er ihnen gerade allen Ernstes einen Job an?

»Und wo ist der Haken?«

»Das gesamte Personal hier arbeitet auf der Basis befristeter Verträge. Es sind immer zwei Jahre ... und na ja, ich weiß ja auch nicht, ob da noch ein Freund zu Hause wartet oder so ...«

»Wir haben beide keinen Freund, aber so einen Vertrag unterschreiben wir auf keinen Fall«, sagte Sofia entschlossen. »Egal, wie interessant die Sache klingt.«

Wilma räusperte sich – eine kleine Warnung, dass Sofia gerade wieder die Grenze der Höflichkeit zu überschreiten drohte. Aber Oswald schien nicht im Geringsten beleidigt zu sein, eher amüsiert.

»Das habe ich mir schon gedacht. Aber ich mach euch einen Vorschlag. Kommt für zwei Wochen zu uns und absolviert das Gästeprogramm. Ohne Kosten oder Verpflichtungen. Wenn ihr dann immer noch keine Lust habt, die Aufgaben in der Bibliothek zu übernehmen, fahrt ihr einfach wieder nach Hause.«

Sofia und Wilma sahen einander schweigend an. Dann machte Wilma den Mund auf, und Sofia ahnte, was sie antworten würde. Die Reise nach Rhodos, die sie mit ihrer Mutter gebucht hatte, das Praktikum bei der Zeitung ...

Doch stattdessen fragte sie mit einem Lächeln: »Dürfen

wir das in Ruhe besprechen und uns wieder bei dir melden?«

»Selbstverständlich. Nett, dass ihr gekommen seid. Lasst von euch hören, wenn ihr euch entschieden habt. Ich sag Madde Bescheid, damit ihr euch im Speisesaal treffen könnt und noch Kaffee und Kuchen bekommt, bevor ihr nach Hause fahrt.«

Er hatte sich schon ein paar Schritte von ihnen entfernt, als er sich noch einmal umdrehte und Sofia direkt ins Gesicht sah.

»Du machst einen vernünftigen Eindruck. Dieser Ort hier ist etwas Besonderes, und ich glaube, du spürst das.«

Dann zwinkerte er ihr zu, machte auf dem Absatz kehrt und verschwand.

Als sie auf der Fähre saßen, die sie wieder nach Hause brachte, war alles still. Sofia hörte das Mowweschrei, das Plätschern des Wassers und das gemütliche Brummen des Bootsmotors wie aus weiter Ferne. Die Gedanken wirbelten wie kleine Tornados durch ihren Kopf. Die friedliche Atmosphäre auf dem bis ins kleinste Detail durchorganisierten Landsitz war mit dem Chaos in ihrem eigenen Leben regelrecht kollidiert. Aber die Vorstellung, mit Büchern arbeiten zu können, lockte sie durchaus.

Wilma war auffällig still. Sie stand da und starrte in die Gischt, wo der Bug der Fähre das Wasser zerschneidet.

»Ein irrer Ort«, sagte sie schließlich.

Sofia musste lachen.

»Wie eine andere Welt, nicht wahr?«

Wilma nickte. »Ich finde, du solltest das Programm absolvieren. Zumindest probier es.«

»Ohne dich?«

»Ich hab Mama nun mal versprochen, mit ihr nach Rhodos zu fliegen, und meinen neuen Job kann ich doch auch nicht einfach sausen lassen. Außerdem war es offensichtlich, dass er vor allem an dir interessiert war. Die Luft knistert doch, wenn er dich anguckt.«

Sofia wurde rot.

»Ach was, hör auf! Na ja, mal sehen, vielleicht überlege ich es mir. Aber so einen befristeten Vertrag unterschreib ich ganz sicher nicht.«

»Natürlich nicht«, antwortete Wilma.

Dann schwiegen sie, und Sofia wurde wieder in das unruhige Gedankenmeer in ihrem Kopf gesogen. Erst als das Festland am Horizont auftauchte, drangen die Geräusche des Meeres und das Motorenbrummen wieder zu ihr durch.

Es war, als wäre das Meer eine Brücke zwischen zwei Welten, der echten Welt, in die sie zurückreisten, und der besonderen, dieser Traumwelt, aus der sie gerade kamen.

Sofia wusste nicht, ob diese neue Welt, die sie heute entdeckt hatte, ein Abenteuer für sie bereithielt oder sie auf unheimliche Weise ins Verderben zog.

Als er mich endlich bemerkt, bin ich schon ganz nah bei ihm.

Er ist gerade dabei, den Draht am Hühnerstall zu flicken, und kniet auf dem Boden. Er hat die Gartenhandschube beiseitegelegt und hält Stacheldraht in der Hand.

Seine ganze Erscheinung widert mich an. Die beginnende Glatze mitten auf dem Kopf, die Schweißperlen in seinem Nacken und der beißende Gestank nach Dreck, Erde und Heu, der an ihm klebt.

Ich beuge mich vor und sage leise, mit den Lippen fast an seinem Ohr: »Hallo, Herr Doktor!«

Er macht einen Satz nach vorn und scheint erleichtert, als er

sieht, dass ich es bin. Er wirkt wie ein kleines Ferkelchen, wie er dort im Dreck hockt.

»Ach, hallo Fredrik! Schön, dich zu sehen.«

»Gar nicht schön«, sage ich.

»Wie meinst du das?«

»Ich meine, es ist gar nicht schön, was du mit Lily machst.«

Sein Gesicht wird mit einem Mal ganz rot, und er setzt an, etwas zu sagen. Doch ich schneide ihm das Wort ab, bevor er überhaupt die dicken Lippen auseinanderkriegt.

»Sag jetzt nichts. Ich weiß alles. Sie hat mir den ganzen Mist erzählt, aber keine Angst, ich hab nicht vor, es auszulauern. Warum sollte ich?«

Er versucht erneut, etwas zu sagen, doch ich hebe die Hand und spüre diesen Rausch, diese beflügelnde Mischung aus Überlegenheit und Macht.

Er blinzelt zu mir herauf, die Sonne scheint mir in den Rücken. Genau so soll er mich sehen. Wie einen Engel, der aus dem Hintergrund angestrahlt wird und ihm sagt, was er tun soll.

»Lass uns einfach in Ruhe«, sage ich. »Außerdem will ich den Schlüssel für den Dachboden haben. Ich suche etwas.«

»Natürlich darfst du auf den Dachboden, Fredrik. Aber was in Gottes Namen hat Lily denn erzählt?«

Er versucht, sich aufzurichten. Da drehe ich ihm den Rücken zu.

»Du weißt ganz genau, was sie erzählt hat«, antworte ich über die Schulter und lasse ihn allein zurück.

Ich bin so zufrieden, dass ich den Impuls unterdrücken muss, gleich hier in der Sonne einen kleinen Siegestanz aufzuführen. Jetzt hab ich Lily für mich ganz allein und freie Hand auf dem Landsitz.

So lange ich denken kann, hatte ich einen Plan.